Aus der Welt der Gehörlosen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung

Band (Jahr): 30 (1936)

Heft 8

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek* ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

hervor, wie ihn Graf Strapinski eben trug. Geschickt nähte er Troddeln und Schnüre das rauf und bügelte ihn aus, mit nassen Fingern das scheinbar heiße Eisen prüsend. Dann zog er seinen sadenscheinigen Rock aus und das Prachtskleid an, nahm ein Spiegelchen und kämmte sich. So wurde er zu einem leibhafstigen Ebenbild des Grafen.

Jetzt wickelte der Mann seine Siebensachen in den alten Mantel und warf das Pack weit über die Köpfe der Anwesenden hinweg in die Tiefe des Saales. Hierauf ging er im Tanzschritt im Kreise umher. Hie und da versbeugte er sich vor den Anwesenden. Als er aber vor dem Brautpaar anlangte, stand er plötzlich still. Er faßte den Polen fest ins Auge und schien ungeheuer überrascht zu sein. Die Musik schwieg und es entstand eine fürchtersliche Stille.

"Ei, ei, ei, ei", rief er mit lauter Stimme und streckte den Arm gegen den Unglücklichen aus. "Sieh da, den Bruder Schlesier, den Wasserpolaken! Der mir aus der Arbeit geslaufen ist. Run, es freut mich, daß es Ihnen so lustig geht und Sie hier so fröhliche Fastenacht halten. Stehen Sie in Arbeit in Golsdach?" Er gab dem bleichen Grafensohn die Hahr weiter: "Kommet, Freunde, seht hier unsern sansten Schneidergesellen, der io schön aussieht."

Nun kamen die Seldwhler Leute herbei, drängten sich um Strapinski und seinen ehemaligen Meister. Sie schüttesten ersterem treusberzig die Hand, so daß er auf seinem Stuhlschwankte und zitterte. Die Musik siel wieder ein. Die Seldwhler aber ordneten sich zum Abzug und verließen unter Lachen den Saal. Die Goldacher aber waren nicht übel verduzt, liesen aufgeregt durcheinander, so daß ein großer Tumult entstand. Nach und nach leerte sich der Saal. Nur noch wenige Leute standen den Wänden entlang und flüsterten verlegen miteinander. Einige junge Damen wußten nicht recht, ob sie Nettchen trösten sollten oder nicht

Das Paar aber saß unbeweglich auf seinen Stühlen gleich einem steinernen aegyptischen Königspaar. Nettchen, weiß wie Marmor, wendete das Gesicht langsam nach ihrem Bräutigam und sah ihn seltsam von der Seite an.

Da stand er langsam auf und ging mit schweren Schritten hinweg, die Augen voll Tränen und den Blick auf den Boden gerichtet. Er ging durch die Goldacher und Seldwhler hindurch wie ein Toter. Diese wichen ihm still aus, ohne zu lachen oder ihm harte Worte nachzurusen. Nach Goldach zurücksehren wollte er nicht. Halb unbewußt wanderte er auf der Straße nach Seldwhla, auf welcher er vor einiger Zeit hergewandert war. Mütze, Handschuhe und Mantel waren im Gasthauß zurücksgeblieben. So zog Strapinski barhäuptig und frierend auf der Straße dahin. Bald war er im Dunkel des Waldes verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Welt der Gehörlosen

Was Gehörlose erzählen.

(Fortsetzung.)

Was nütten mir die erworbenen Kenntnisse in den beiden Handelsfächern, was nütte mir das Prädikat "sehr gut", das mir beim Eramen ausgestellt wurde, wenn niemand mir in diesem schweren Beruf zur Seite stand? Zum Blück fand ich in der Kollegin eine edle Seele, die mich treumeinend einführte in die mir zugewiesenen Arbeiten, und dank ihrem Beistand konnte ich mich einarbeiten und meine Stellung behaupten. Wir arbeiteten einige Jahre miteinader in guter Freundschaft. Aber auch dem Wohlwollen des Brotherrn habe ich viel zu verdanken. Er behandelte mich gut. Ich suchte die Nachteile meiner Taubheit durch Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit auszugleichen; ich gab mir alle Mühe, seine Zu= friedenheit durch treue Arbeit zu erwerben. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, ich habe sein volles Vertrauen genossen. Er schenkte mir bis vier Wochen bezahlte Ferien.

Aber es kam die Zeit, die mir nicht gefiel. Diese Kollegin trat aus und eine neue trat an ihre Stelle und einige weitere, die mir fremd gegenüber standen. Wie lernte ich die Freundschaft der Ausgetretenen schäben, die sich taktvoll gegen mich benahm, die mich schützte gegen die Angriffe ungebildeter oder boshafter Angestellter.

Es wurde mir oft recht schwer, in der Abwesenheit meines Prinzipals weiter zu arbeiten; denn die meisten Kollegen und Kolleginnen hörten auf zu arbeiten, sobald der Chef fort war. Sie lasen in der Zeitung oder schrieben Privatbriese oder machten heimlich Kaffee

für sich oder vergeudeten die Zeit mit Schwaken und Lachen. Darüber wurde ich mikmutig und dachte wie dumm ich doch sei, daß ich so fleißig arbeitete, weil der Chef es ja nicht sieht. Wie klug dagegen die anderen seien, die Gelegen= heit zu ihrem Vorteil zu benüten. Wenn die Kate fort ist, so tanzen die Mäuse. Ja, die Kinder der Welt sind klüger als die des Lichtes, dachte ich ärgerlich. Ei, so klug wollte ich auch sein und ahmte den treulosen Kolle= ginnen eine Zeitlag nach. Aber ach, das Ge= wissen warf mir Untreue vor! Ich versuchte es zu beschwichtigen, indem ich dachte: die Vollsinnigen machen es auch so. Soll ich brav sein, so sollen es die Höernden zuerst sein. Aber mein Gewissen beruhigte sich dabei nicht. Zudem mißlang mir die Arbeit, was mir Verdruß machte und meine Arbeitsfreudigkeit lähmte. Da kam mir zum Bewußtsein: das ist die Folge meines Leichsinnes und ich er= innerte mich an den Spruch: Wer im Geringsten treu ist, der ist auch ... und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch ... Ich nahm mir vor, mich zu bessern. Der Chef war wies der ausgegangen. Die Kolleginnen flogen aus. Ich blieb allein am Pult und schrieb weiter, ach nicht ohne Widerwillen. Es entstand ein innerer Kampf zwischen Treue und Untreue. Die Stimme der Vernunft wurde laut: Wie dumm, daß du arbeitest, der Chef ist fort und weiß nichts von deinem Fleiß. Daneben redete die Stimme des Gewiffens: Nein, Gott fieht dich, laß dir dünken, daß du dem Herrn dienst und nicht den Menschen. Wie genau nimmt es Gott mit seinem Gebot! Ich raffte mich zusammen und hörte auf die bessere Stimme. Die Kolleginnen schauten mich verstohlen an. Ach wie weh tat dem alten Menschen in mir die Selbstverleugnung, besonders im Anfang! Sie erforderte Uebung und die Wege des Ge= horsams sind oft recht einsam! Aber trotdem wurde mir die Erfahrung zuteil, daß Gehors sam gegen Gottes Wort Ruhe des Gewissens verschafft und die Arbeit gelingen läßt. Oft erlebte ich nebenbei, daß der Prinzipal uner= wartet schnell zurücksehrte und mich allein an der Arbeit fand ... Ich erlebte Schweres und auch Freudiges im Bureauleben mehrere Jahre hindurch. Kann das alles doch nicht zwecklos sein! Ich haderte manchmal mit dem Schicksal. Soll mein Leben trot dem Gebrechen einen Inhalt haben, so muß es einem höheren Zweck dienen. Wohlan denn: deinen dornigen Berufsweg, deinen Leidensweg, du willst sie alle Ihm befehlen in der Gewißheit, daß es Heilswege sind. Solche und ähnliche Selbstgespräche führte ich auf dem Heimweg. Wie oft tobte es in meiner Seele wie auf brausendem Meer. Ueber den stürmischen Vorgang in mir zu berichten, bin ich nicht in der Lage. "Das Menschenherz ist ein Meer; in seiner Tiefe gehen Wandlungen vor, von denen die Oberfläche nichts weiß."

Bu Sause an einem Sonntag Vormittag versank ich in Grübeleien. Mit Ach und Weh schloß ich die vergangene Woche, da ich unter dem Neid und der Rachsucht der Kolleginnen gelitten hatte. Bange schaute ich in die kom= mende Woche. Was wird sie mir noch bringen? Ich fragte mich, warum ich gerade mit diesen charakterlosen Rolleginnen zusammen arbeiten sollte; ich mußte beständig auf der Sut sein, um mich gegen ihre listigen Un= schläge zu wehren. Warum ich so allein meine Stellung behaupten mußte? Der Chef hatte mich oft in Schutz genommen, jedoch lernte ich aufschauen zu dem Höheren. Da fuhr der Milchmann vor. Ich eilte und holte die Milch. Freundlich händigte er mir ein Blättli zum Lesen aus. Dankend nahm ich es an und las. "Einige menschliche Warum und göttliche Antworten" in fettem Druck fiel mir in die Augen. Bang zur rechten Zeit fand ich darin die Antworten, die auf meine Warum paßten! Da stand nämlich gedruckt: "Warum bin ich in diese Umgebung hinein gestellt?"

"Damit du Geduld lernest und dich kennen lernest und sorgfältig zu wandern lernest."

"Warum muß ich so allein durchs Leben?" "Warum bin ich nicht (begabter) gehörlos?"

"Damit du von Mir abhängig seiest und lernest zu mir schreien." "Warum, o Herr, die vielen Widerwärtigkeiten?"

"Weil Ich es für gut finde, mein Kind!" Betroffen legte ich das Blättli beiseite; meine innere Unruhe legte sich alsbald und ich dachte über alles das nach. Ich gestand mir selbst: Er, der höchste Herr, will dich und deinen Charafter läutern wie ein Schmelzer das Gold im glühenden Ofen von den Schlakfen reinigt.

